

INGRID [REDACTED]

Geboren am 29. September 1927 in Neuruppin

- 1934–1945 Volksschule in Neuruppin und Templin (Uckermark)  
Mittelschule. Oberschule in Weimar.
- 1946 Neulehrerkurs in Eberswalde.
- 1948-1952 Volksschullehrerin in Templin, in den Dörfern  
[REDACTED]
- 08.02.1950 Erste Lehrerprüfung in [REDACTED],
- 1952-1959 Angestellte im Verlag [REDACTED] in Berlin-Ost  
Korrektorat, später Redaktion.
- 1959 Angestellte in der Redaktion der Zeitschrift [REDACTED] in Berlin/Ost.
- 1960 Angestellte in der Redaktion der Zeitschrift „Die Christenlehre“ (Berlin/Ost).
- Januar 1961 Flucht in die Bundesrepublik über Berlin/West.
- 1961 Angestellte im [REDACTED] Verlag in Düsseldorf.
- 1961-1965 Hilfsredakteurin, später Redakteurin in Düsseldorf bei der oekumenisch-  
theologischen Zeitschrift [REDACTED]. In der Freizeit Bericht-  
erstattung für den „Evangelischen Pressedienst“ und das rheinische  
Sonntagsblatt „Der Weg“.
- 1961,62,63 Teilnahme an den Lehrgängen [REDACTED] der „Christlichen Presse  
Akademie“.
- 1966-1968 Redakteurin bei der [REDACTED], Lokalredaktion [REDACTED]  
Mitarbeit im Bereich „Politik“ und in der Zentrale für 7 Lokalredaktionen;  
zugleich zuständig für Reportagen in der Gesamtausgabe.
- 1968-1973 Redakteurin bei der [REDACTED] und seit  
November 1972 auch in [REDACTED]
- 1973-1981 Pressereferentin für den „Evangelischen Stadtkirchenverband [REDACTED]“ mit  
drei Kirchenkreisen und einem Diakoniewerk. Zugleich Alleinredakteurin für  
die [REDACTED]
- 1981-1987 Leiterin der Pressestelle des [REDACTED]  
[REDACTED]

Das Leben kann nur in der Schau nach rückwärts verstanden, aber es kann nur in der Schau nach vorwärts gelebt werden.

Sören Kierkegaard

## Erinnerungen

"Du bist und bleibst der Flüchtling!" Es klingt höhnisch, was mir der Kollege in der Redaktion zuruft. Nach der Mittagspause bin ich mit Plastiktüten beladen in den Raum gekommen. Verletzt hat dieser Satz mich damals nicht: Dazu bin ich viel zu glücklich. So glücklich, wie es sich vielleicht niemand vorstellen kann, der immer ein Zuhause gehabt, der immer in seiner Heimat gewesen ist. Ich habe auch nichts darauf erwidert.

Was ich mitbringe, ist endlich der Anfang für meinen kleinen Haushalt. Im Schlußverkauf 1969 habe ich Handtücher und Bettwäsche erworben. Damals bin ich 42 Jahre alt... und erst am Anfang meiner Gründung. Inzwischen ist mein Haushalt gewachsen. Der Satz aber, in dem auch Verachtung mitgeschwungen hat, ist mir im Ohr und in meinem Bewußtsein hängengeblieben. Noch heute, im Dezember 1995, höre ich: "Du bist und bleibst der Flüchtling!" Wie lange bin ich einer geblieben? Heute bin ich keiner mehr.

### Erste Kindheit

Mich fasziniert, wenn andere von sehr frühen Kindheitserinnerungen berichten. Meine sind eher dünn und haben sich mit später Erlebtem verwoben. Was ich weiß, ist auf mich über Erzählungen von Verwandten und beim Anschauen von Fotos zu mir zurückgekommen. Diese Aufnahmen zeigen mich im allgemeinen freundlich, lachend oder auch nachdenklich. Ein Bild aus dem September 1928 sagt etwas über einen Triumph meiner Eltern, von dem sie mir später berichtet haben. Ich sitze da und weine. Weshalb? Nach einer Dampferfahrt in die Umgebung von Neuruppin haben sie den hochrädigen Kinderwagen auf einem Wiesenweg abgestellt. Meine Mutter sitzt im Gras und hält mich auf dem Arm. Meine gleichmäßige Freundlichkeit empfinden die Großen offenbar als Provokation. Es muß sie ziemlich viel Anstrengung gekostet haben, bis ich eine Flunsch ziehe, und da sie mich immer weiter ärgern, endlich zu weinen beginne. Das Foto, das mein Vater gemacht hat, zeigt mich so neben einer lachenden Mutter. Damals war ich gerade ein Jahr alt. Heute frage ich mich, warum haben sie mich aus der Zufriedenheit und dem Glückselbst aufgestört? Ist es nicht eigentlich ihre Aufgabe, für mein Wohlbefinden zu sorgen, wenigstens solange ihr Kind noch wirklich schutzbedürftig ist? Haben sie mich damals so sehr als ihr Eigentum angesehen, daß sie das Gefühl haben, alles mit mir machen zu dürfen? Bin ich ein Spielzeug für sie? Haben sie nicht gespürt, welchen Schmerz sie mir zugefügt haben, und das nur um eines läppischen Scherzes willen? Ich meine, die Achtung vor anderen Menschen sollte vor Kindern nicht haltmachen.

Der Gedanke, daß Kinder Eigentum ihrer Eltern sind, spukt heute noch in vielen Köpfen. Er sorgt für viel Leid und behindert allzuoft auf lange Zeit die Entwicklung der Sprößlinge.

Meine Familie lebt in Neuruppin. Vater arbeitet Ende der zwanziger Jahre bei seinem Schwiegervater [REDACTED] als Schiffsführer. Das ist kein Wunschberuf. Doch davon später. Kernstück des großelterlichen Betriebes sind drei Dampfschiffe mit Kajüten und Oberdeck, die bis zu 270 Personen befördern können. Im Tourismus des frühen zwanzigsten Jahrhunderts hat der Reeder Jenge in der "Ruppiner Schweiz" einen festen Platz. Ans Bollwerk des Ruppiner Sees pilgern an Wochenenden und Urlaubstagen nicht nur die Bürger der Stadt, sondern auch scharenweise Berliner vom Bahnhof Rheinsberger Tor, alle in der Vorfreude auf Sonne, Wind und Wellen in der märkischen Seen- und Waldlandschaft.

Die betagten Ruppiner kennen ihn noch, das lerne ich bei einem Treffen der Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg im Jahr 1987. Zu den Jungen kommt seine Gestalt wie aus einer Sage. Mein Großvater [REDACTED] ist nicht nur für die Menschen in seiner Heimat "Onkel [REDACTED]". Der familiäre Name reist wie die Bilderbogen von Gustav Kühn, ein Vorläufer der illustrierten Zeitungen, über die Meere bis Amerika und wird nach Rudi Ribbe auch in einer New-Yorker Zeitung erwähnt. Weshalb ist der Reeder beliebt, der auch Fischermeister und Fährberechtigter am Ruppiner See gewesen ist?

Der untersetzte Mann mit von Wind und Wetter gegerbtem Gesicht hätte mit seinem dunklem Haar und Schnurrbart für einen Franzosen gelten können. Steht er am Steuer eines seiner Dampfschiffe, mit denen er seinen Fahrgästen die Schönheiten der Ruppiner Schweiz erschließt, erfreut er sie durch humorvolle Kommentare. Klappt ein Anlegemanöver nicht gleich, dann ermuntert der Kapitän sein Schiff: "Na, Elisabeth, nun schmiege dir dichter ran, so wird dat nischt." Weichen Ausflügler erschrocken zurück, wenn der Schornstein für die Durchfahrt unter einer Brücke eingeholt wird und Rußpartikel herausfliegen, tröstet er: "Na, 'ne Kanone is et ja nich, so'n biß'ken Streupulver kann keenen wat schaden." Beschwerst sich jemand über den Rauchgeruch, erklärt er: "Jeder riecht, so gut er kann. Ick laß uff die Gerüche nischt kommen." Glitt der Dampfer durch den Rhin, forderten Mädchen und Jungen vom Ufer oder einer Brücke: "Onkel Jenge, tute mal!" Der Alte kontert zwar: "Nein, mein Kind, ein andermal", tutet aber unmittelbar danach in voller Lautstärke, und die Kinder laufen erschrocken aufkreischend, aber dann jubelnd davon. Ist schon sein Vater bei den Fahrgästen beliebt gewesen, so wird sein Sohn [REDACTED] zu einem volkstümlichen Original. Ganz in seinem Element ist er, wenn an Bord alle Plätze auf den weißen Holzbänken besetzt sind. Ist die Abendluft lau und die Stimmung an Bord gut, wenn er mit dem Dampfer aus Lindow oder Tornow zurückkommt, steuert er zum Schein den Landungssteg an, läßt aber jovial zu einer Extratour auf dem See ein, etwa in die Lanke, eine Bucht gegenüber der Stadt, oder zu einer Ehrenrunde bis in die Höhe von Treskow, damit die "werten Gäste" später "angenehm düselig ins Bett rollen".

Meine Mutter versorgt die Kantine auf einem der Fahrgastschiffe. Sie hat eine große braune Ledertasche mit Metallbeschlag und einen Lederschuber umgehängt, in dem Fahrkartenblöcke stecken. In meinen ersten beiden Lebensjahren bin ich in den Sommermonaten täglich mit an Bord. Um mich vor der Zudringlichkeit der Ausflügler zu schützen, befestigt meine Mutter am Kinderwagen ein großes Pappschild mit der Aufschrift : "Füttern und Anfassen verboten."

Als ich schon über den waffelartig gerippten Metallboden des Schiffes laufe, suche ich mir gern ein Versteck. Schön ist es in der ovalen Holzwanne, die gegen eine Bank lehnt. Dieser Zuber ist noch neu. Damals fehlt er in keiner Waschküche. Mich zieht der Geruch des hellen Holzes an. Für mich ist

das ein Haus, in das die Sonne hineinscheint. Lange bleibt es mir nicht erhalten: Ich muß schon bald herauskommen, als die Besitzer ihr Eigentum an der Haltestelle eines Dorfes ausladen. War es in Molchow?

Langeweile habe ich nicht. Immer sind Menschen da, zu denen ich gehen darf. Ich fühle mich zu Damen hingezogen, die meine bittenden Blicke verstehen. Sie öffnen für mich ihre Handtaschen und erlauben mir, den Inhalt auszupacken und, nachdem ich alles, was zum Vorschein kommt, bewundert habe, wieder zurückzulegen. Viele Jahrzehnte später erlebe ich dieses Spiel als Zuschauerin. Eine Zweijährige beugt sich über meine schwarze Umhängetasche. Sie fasziniert mich, weil sie ganz konzentriert in diese Tasche hineingreift und vorsichtig ans Licht bringt, was sich darinnen verbirgt: einen Kamm, einen Lippenstift, einen Schlüssel, eine Puderdose, ein Adreßbüchlein, einen Nahverkehrsfahrplan und ein Päckchen Papiertaschentücher.

Genauso zielsicher geschieht die umgekehrte Arbeit: Behutsam, fast feierlich, greifen kleine Finger nach den Utensilien und befördern sie ins Behältnis zurück. Das Kind ist eins mit seiner Beschäftigung. Es möchte am liebsten in diese Tasche hineinkriechen. Das Greifen, Herausholen und Verstauen wird zu einer Zeremonie, die immer von neuem wiederholt wird. Das Köpfchen bleibt über die Tasche gebeugt. Alles sonst ist versunken. Nur die Arbeit zählt. Was ich beobachte, ergreift mich. Mir ist, als bin ich einen langen Weg in die Vergangenheit zurückgegangen und sehe mir selbst in dem Augenblick zu, als ich lerne, die Welt der Dinge zu erkunden. Es ist, als sitze ich in einer Loge und begegne mir selbst im Alter von zwei Jahren. Ich bin den Fahrgästen auf dem Schiff meines Großvaters dankbar, daß sie soviel Verständnis und Sympathie für mich und meine Neugierde gehabt haben. Ein Geschenk aus dieser Zeit hat viele Kinderjahre überdauert: eine Schlangenledertasche, mit der eine meiner großen Freundinnen mich beglückt hat. Ob sie mich genau so beobachtet hat, wie ich viele Jahrzehnte später ein anderes Kind?

Die Dampfer gleiten durch den mit Schilf, Erlen und Pappeln gesäumten Rhin zum Molchowsee, zum Zermützelsee bis in die Nähe vom Forsthaus Tornow. Wenn es der Wasserstand erlaubt, auch fast bis zur Boltenmühle. Von dort ist es ein kurzer Fußweg am murmelnden Binenbach entlang unter dem Dach des Buchenwaldes zum Kalksee und nach Binenwalde. Andere Ausflugsziele sind Lindow am Gudelacksee und Wustrau mit dem Schloß des volkstümlichsten Offiziers Friedrichs des Großen, des Husarengenerals Joachim Hans von Zieten. Wer an den Anlegestellen nicht baden will, sucht sich einen schattigen Platz fürs Picknick, geht spazieren oder läßt sich in einem Ausflugslokal verwöhnen. Scheint die Sonne, sind die Plätze unter freiem Himmel am begehrtesten.

Was wäre die Kindheit ohne die matten Grasnelken zum Kränzeflechten und die grellen pinkfarbenen Kuckuckslichtnelken, die auf Waldwiesen blühen? Überall an den Ufern der Seen lagern frischgeschälte Baumstämme, die nach Harz duften. Hier am Wasser, an den Ablagen, werden sie zu Flößen verbunden. Die sommerliche Szene ist in das sanfte gleichmäßige Rauschen der Kiefern gehüllt, dem ich damals noch unbewußt lausche. Es ist das Leitmotiv der Melodie geblieben, die mich bis heute mit meiner Heimat verbindet.

Unsere Wohnung liegt in der [REDACTED] zum Hof hinaus. Das repräsentative Vorderhaus empfängt mich am 11. September 1989 wie ein alter Freund. Damals komme ich zum erstenmal seit dem Juni 1953 wieder nach Neuruppin. Der bröckelnde Putz beeinträchtigt die Schönheit des frühklassizistischen zweigeschossigen Baus nur wenig. Entstanden ist er nach dem großen Brande von 1787 in der Wiederaufbauzeit Neuruppins zwischen 1788 und 1806. Die stattliche Front grüßt immer noch in freundlichem Gelb, von dem sich das Weiß der Risaliten, Simse, Balustraden,

Girlanden und Relieffriese mit Putten abhebt. Fünf Steinstufen führen zum Hauptportal. Sechs Fenster zu ebener Erde. Davor kugelförmig gestutzte Bäume. Ich habe sie lange nicht blühen sehen. Ich zögere: Rotdorn oder Weißdorn? Wie liebenswert ist eine Straße, in der die Natur mitwirkt.

Das zweite Portal öffnet sich zu ebener Erde und führt, von der darüberliegenden Wohnung überdacht, in den Hof mit dem grauen Kopfsteinpflaster. Kommen Gäste oder brechen die Bewohner zu einer Ausfahrt auf, ist der Torbogen vom Pferdegetrappel und vom Rollen der Wagenräder erfüllt. Das ist lange her, sehr lange.

Am Tag meiner Rückkehr liegt der Hof still in der Herbstsonne. Niemand, den ich fragen kann. Zaghafte gehe ich hinein. Links Wirtschaftsgebäude und die Remise. Gegenüber davon, im rechten Winkel zum Vorderhaus, ein langgezogener Backsteintrakt. Hier sind im Parterre die Geschäftsräume der Hauptschen Bank gewesen.

Darauf sitzt ein dreifach gestuftes Stockwerk, in dem meine Familie von 1925 bis zum Frühjahr 1935 gewohnt hat. Nein, sehr sicher sieht diese Behausung nicht aus, eher wie ein angeklebtes Schwalbennest. Im Rückblick erscheint mir diese fragile Behausung wie ein Symbol für die Unsicherheit der Existenz meiner Familie. Wohnungen sind in der Weimarer Republik knapp. So ist es ein Glücksfall, daß der Bankier Alfred Haupt ein Stockwerk für eine junge Familie zur Verfügung stellt.

Auf gleicher Ebene wohnen im Vorderhaus der Bankier mit seiner Familie. Geht man die Treppe hinunter, kommt man ins Erdgeschoß zur älteren Schwester von [REDACTED]. Es ist eine Treppe, auf der mir immer ein bißchen feierlich zumute ist. Ihr weiter Schwung hat etwas Festliches. Das empfinde ich schon als Kind. Licht fällt in dieses Treppenhaus nicht nur durch ein Fenster, sondern auch von oben her durch eine Glaslaterne.

Sehr praktisch und komfortabel für heutige Verhältnisse ist unsere Wohnung nicht, aber sie hat Räume, in denen man sich nicht beengt fühlen muß: Es ist eine Zimmerflucht, die viel Hin und Her verursacht. Die Wohnungstür öffnet sich in das zweifenstrige Wohnzimmer mit sachlichen, funktionalen hellen Möbeln aus dem Holz von Ulmen, die auch Rüster heißen. Mein Vater hat sie entworfen. Entstanden sind sie in der Künstlerwerkstatt Gildenhall. Ein Winkel des Eßtisches wird von binsenbespannten Sitzbänken eingefasst. Scheint die Sonne, leuchtet sie die warmen Farben eines Herbstwaldbildes aus, gemalt vom Neuruppiner Künstler Walter Kuphal (1890 - 1937).

Was mir vertraut war, stand im Kontrast zu den meisten Wohnungen anderer Menschen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren nach damaliger Mode mit Nachbildungen von Chippendale, Hepplewhite und Sheraton-Möbeln in dunkler Eiche ausgestattet sind.

Ich weiß wenig über meinen Vater, vermute aber, daß er in seiner Heimatstadt Weimar Einflüsse des Bauhauses aufgenommen hat, das von 1906 bis 1924 dort beheimatet gewesen ist. Ich nehme an, daß er sich mit den Ideen der bedeutendsten Kunstschule des 20. Jahrhunderts auseinandergesetzt hat, die als Kunstgewerbeschule gegründet wurde. Er hat auch gern gezeichnet. Und so entstehen die Entwürfe für unsere Möbel, die meine Eltern in der vom Bauhaus inspirierten "Handwerkersiedlung Gildenhall", auch "Handwerkschaft Gildenhall e.G.m.b.H.", bauen lassen.

In Gebäuden nach Plänen des Architekten Professor Dr. Otto Bartning, die in den Jahren 1925 bis 1929 nur zu einem kleinen Teil verwirklicht werden, leben dort in einer Wohn- und Werkstattgemeinschaft Künstler und Handwerker. Sie haben sich einer "handwerks- und materialgerechten Gestaltung der Wohnwelt des Menschen" verschrieben. Der Kunstkritiker und Publizist Herwarth Walden umreißt 1928 in einem Artikel, den er im "Sturm" veröffentlicht, die umfassenden Intentionen der Gemeinschaft mit den Worten: "... vom Haus selbst bis zum Korkenzieher".

Vom Wohnzimmer gelangt man ins Kinderzimmer, das gerade Platz für drei Kinderbetten hat. Meine Schwester [REDACTED] ist im Jahr 1929 geboren worden und die Jüngste, Elke, im Jahr 1930. Die Eltern gehen abends zuweilen fort. Auch wenn ich nur wenig älter bin, fühle ich mich früh für die Jüngeren verantwortlich und sehe als Fünfjährige nach meiner kleinen Schwester, wenn sie nachts weint.

Eine Stufe abwärts führt ins elterliche Schlafzimmer. Es ist ein freundlicher Raum mit hellen Möbeln in klaren Formen, in denen ich heute noch leben könnte. Steht die Tür zur davorliegenden überdachten Holzveranda auf, blähen sich weiße Gardinen mit Handdruck in zartem Porzellanblau. Sie sind an Holzringen befestigt. In der warmen Jahreszeit essen wir oft auf dem luftigen Altan. Es folgen die geräumige Küche, dann eine Art Bodenraum, von dem die Toilette zu erreichen ist. Von hier führt eine steile Holzterrasse zum gepflasterten Hof, an den sich ein großer Garten schließt.

Das unverlierbare Erbe, das mir mein Vater hinterlassen hat, sind die Ideen von gestaltetem Wohnen. Die Möbel, die er entworfen hat, sind 1945 in den letzten Kriegstagen verbrannt. Ich habe immer sparsam leben müssen, aber versucht, mein Umfeld harmonisch einzurichten. Gibt die Arbeit mich frei, reise ich durch die Hefte von "Schöner wohnen", nehme Anregungen auf, wie andere ihr Ambiente gestalten. Wer sich einmal dafür interessiert, bleibt ein Leben lang Lernender. Andere sind ständig unterwegs. Für mich ist der Raum, in dem ich bin, immer wichtig. Farben und Formen müssen stimmen. Für Nierentische habe ich niemals geschwärmt. Die Mode der fünfziger Jahre hat mich nie gereizt. Es war kein Verlust, daß ich mir meine Einrichtung erst später anschaffen konnte. Ich möchte, daß Besucher sich bei mir wohlfühlen. Meine "Reisen" sind an freien Tagen die Hefte von "Schöner wohnen" und ähnlichen Zeitschriften.

Eine frühe Erinnerung ist mit Schmerzen verbunden. Ich habe bei meiner Großmutter in Neuruppin am Bollwerk im Schalterhaus gesessen, wo sie Fahrkarten für die Dampferfahrten verkauft. Ihr Tisch und Stuhl stehen auf einem Podest mit einer draufgesetzten Holzleiste. Beim Versuch, dieses Podest zu verlassen, bleibe ich mit dem linken Fuß hängen und habe mir im Fallen das Bein gebrochen. Ein Foto vom 25. Juni 1930 zeigt mich im Krankenhausbereich der Stadt. Neben mir meine Schwester Wolfhild und mein Vater. Daß er es ist, kann man nur ahnen, der Fotograf hat seinen Kopf "außen vor" gelassen. Mein "Zuckerbein", den Gipsverband, sieht man nicht, er muß schon abgenommen gewesen sein. Aber ein Andenken an ihn ist mir bis heute geblieben, eine Vertiefung an der Außenseite des Beins, aus dem damals Verbandsfäden herauseitern.

Ich bin zum erstenmal von zu Hause fort. Ich muß viel Heimweh gehabt haben. In der Mittagspause rufe ich verzweifelt. Ich brauche Hilfe, weil ich ein menschliches Rühren spüre. Keine Schwester kommt. Und dann ist alles zu spät. Ich schäme mich entsetzlich. Mein Vater ist gekommen und versucht mich vergeblich zu trösten. Dazu zankt eine übelgelaunte Schwester mit mir...

Die Erwachsenen schwärmen eines Tages von der Hochzeitsfeier meiner Eltern. Das entlockt mir den Wunsch: "Ich wollt doch auch dabeigewesen sein."

In Gebäuden nach Plänen des Architekten Professor Dr. Otto Bartning, die in den Jahren 1925 bis 1929 nur zu einem kleinen Teil verwirklicht werden, leben dort in einer Wohn- und Werkstattgemeinschaft Künstler und Handwerker. Sie haben sich einer "handwerks- und materialgerechten Gestaltung der Wohnwelt des Menschen" verschrieben. Der Kunstkritiker und Publizist Herwarth Walden umreißt 1928 in einem Artikel, den er im "Sturm" veröffentlicht, die umfassenden Intentionen der Gemeinschaft mit den Worten: "... vom Haus selbst bis zum Korkenzieher".

Vom Wohnzimmer gelangt man ins Kinderzimmer, das gerade Platz für drei Kinderbetten hat. Meine Schwester Wolfhild ist im Jahr 1929 geboren worden und die Jüngste, Elke, im Jahr 1930. Die Eltern gehen abends zuweilen fort. Auch wenn ich nur wenig älter bin, fühle ich mich früh für die Jüngeren verantwortlich und sehe als Fünfjährige nach meiner kleinen Schwester, wenn sie nachts weint.

Eine Stufe abwärts führt ins elterliche Schlafzimmer. Es ist ein freundlicher Raum mit hellen Möbeln in klaren Formen, in denen ich heute noch leben könnte. Steht die Tür zur davorliegenden überdachten Holzveranda auf, blähen sich weiße Gardinen mit Handdruck in zartem Porzellanblau. Sie sind an Holzringen befestigt. In der warmen Jahreszeit essen wir oft auf dem luftigen Altan. Es folgen die geräumige Küche, dann eine Art Bodenraum, von dem die Toilette zu erreichen ist. Von hier führt eine steile Holztreppe zum gepflasterten Hof, an den sich ein großer Garten schließt.

Das unverlierbare Erbe, das mir mein Vater hinterlassen hat, sind die Ideen von gestaltetem Wohnen. Die Möbel, die er entworfen hat, sind 1945 in den letzten Kriegstagen verbrannt. Ich habe immer sparsam leben müssen, aber versucht, mein Umfeld harmonisch einzurichten. Gibt die Arbeit mich frei, reise ich durch die Hefte von "Schöner wohnen", nehme Anregungen auf, wie andere ihr Ambiente gestalten. Wer sich einmal dafür interessiert, bleibt ein Leben lang Lernender. Andere sind ständig unterwegs. Für mich ist der Raum, in dem ich bin, immer wichtig. Farben und Formen müssen stimmen. Für Nierentische habe ich niemals geschwärmt. Die Mode der fünfziger Jahre hat mich nie gereizt. Es war kein Verlust, daß ich mir meine Einrichtung erst später anschaffen konnte. Ich möchte, daß Besucher sich bei mir wohlfühlen. Meine "Reisen" sind an freien Tagen die Hefte von "Schöner wohnen" und ähnlichen Zeitschriften.

Eine frühe Erinnerung ist mit Schmerzen verbunden. Ich habe bei meiner Großmutter in Neuruppin am Bollwerk im Schalterhaus gesessen, wo sie Fahrkarten für die Dampferfahrten verkauft. Ihr Tisch und Stuhl stehen auf einem Podest mit einer draufgesetzten Holzleiste. Beim Versuch, dieses Podest zu verlassen, bleibe ich mit dem linken Fuß hängen und habe mir im Fallen das Bein gebrochen. Ein Foto vom 25. Juni 1930 zeigt mich im Krankenhausbereich der Stadt. Neben mir meine Schwester Wolfhild und mein Vater. Daß er es ist, kann man nur ahnen, der Fotograf hat seinen Kopf "außen vor" gelassen. Mein "Zuckerbein", den Gipsverband, sieht man nicht, er muß schon abgenommen gewesen sein. Aber ein Andenken an ihn ist mir bis heute geblieben, eine Vertiefung an der Außenseite des Beins, aus dem damals Verbandsfäden herauseitern.

Ich bin zum erstenmal von zu Hause fort. Ich muß viel Heimweh gehabt haben. In der Mittagspause rufe ich verzweifelt. Ich brauche Hilfe, weil ich ein menschliches Rühren spüre. Keine Schwester kommt. Und dann ist alles zu spät. Ich schäme mich entsetzlich. Mein Vater ist gekommen und versucht mich vergeblich zu trösten. Dazu zankt eine übelgelaunte Schwester mit mir...

Die Erwachsenen schwärmen eines Tages von der Hochzeitsfeier meiner Eltern. Das entlockt mir den Wunsch: "Ich wollt doch auch dabeigewesen sein."

Mitten in der Stadt haben wir Kinder einen sicheren Spielplatz. Ob wir deshalb nicht in den Kindergarten geschickt werden? Auf dem Hof picken und scharren weiße und braunbunte Hühner. Meine Mutter wird eines Tages von den Hausbewohnern alarmiert, weil eine ihrer Töchter am grünbemoosten Steintrog hockt und daraus Hühnerwasser trinkt.

Wir drei Mädchen sind gerngesehene Gäste im angrenzenden Garten, den man durch ein geschmiedetes Tor im maurisch nachempfundenen Stil betritt. Meistens treffen wir dort Käthe Haupt, die ältere alleinstehende Schwester des Bankiers. Sie winkt uns freundlich zu. Ich mag sie. Sie ist klein und zierlich, munter, bewegt sich flink, auch wenn sie hinkt. Einer ihrer Schuhe hat einen sehr hohen Absatz. Wir sammeln gern verwelkte Blüten von Rosen auf, die ihr entglitten sind, halten Bastfäden, mit denen sie Ranken von Wicken aufbindet. Wir freuen uns mit ihr über den ersten Zitronenfalter und die rotbraunen Samtflügel der Tagpfauenaugen.

An Sommertagen dringt aus dem offenen Holzpavillon angeregtes Plaudern, wenn die Hausherrin Gäste hat. Es duftet nach Kaffee. Ein Mädchen in weißer Schürze bringt ein Tablett. Leises Klirren von zartem Geschirr. Der Nachmittagswind bewegt kaum die Blätter der großen Linde, die Schatten über den luftigen Aufenthaltsort breitet.

Weinlaub belebt die kahlen Brandmauern angrenzender Häuser, die das idyllische Terrain gegen die Außenwelt abschotten. Bis hierher kommt kein Straßenlärm. Alle Beete im großen Garten sind nach alter Tradition mit Buchsbaumrabatten eingefäßt. Hier blühen im Frühjahr Schneeglöckchen, Tulpen und ein Mandelbäumchen, im Sommer Zinnien, Löwenmäulchen, Tagetes und Studentenblumen. Hier reifen Äpfel, Birnen, Johannis- und Stachelbeeren.

Im Garten-Paradies zieht mich ein Gerätehaus an, in das die alte Dame uns mitnimmt. Dort findet man im Halbdunkel Heckenschere, Gartenhandschuhe, Strähnen von hellem Bast. Wir holen zwischen den sorgfältig geordneten Spaten, Harken, Hacken und den Schnüren zum Ausrichten der Beete einen Spankorb oder eine kleine Gießkanne. Würziger Duft von trocknendem Bohnenkraut und von Thymian. Draußen empfängt uns der Wohlgeruch von Reseda. Meine Liebe zum Gärtnern schreibe ich vor allem den Eindrücken zu, die ich in diesem verträumten Garten empfangen habe.

Im Winter quält uns Kinder Keuchhusten. Mehrmals in der Woche wandern wir zur Höhensonnen-Bestrahlung in eine Arztpraxis und warten ungeduldig hinter dunklen Sonnenbrillen darauf, daß wir uns wieder anziehen dürfen. Wie lang dehnen sich die Minuten! Mich muß der Husten wohl ziemlich mitgenommen haben. Ich soll zur Erholung ins Kinderheim nach Schlorn, das etwa zweihundert Meter vom Nordufer des Rheinsberger Sees liegt. Als ein Bus uns aus Neuruppin abholt, muß ich fünf Jahre alt gewesen sein. Ich weiß nur noch, daß ich im Turmzimmer geschlafen habe und mit Fieber krank nach Hause gekommen bin.

Das graue Heim mit dem spitzen Türmchen habe ich 1956 auf einer Radtour und im November 1992 auf einem Spaziergang von Rheinsberg aus wiedergesehen. Es ist zu dieser Zeit immer noch Kinderheim. Es liegt immer noch verloren zwischen Eichen in einem stillen Winkel der märkischen Landschaft, nahe den flachen Ufern des Sees, wo Pferde sich auf einer Wiese aneinanderdrängen. Wie viele Kinder mögen sich hier in all den Jahrzehnten erholt haben?



## Der erste Schultag

Sie roch so herrlich nach neuem Leder, das noch knarrt, wenn ich die Riemen löse. Ich spreche von meiner Schulmappe, die ich wochenlang Tag für Tag aus dem Schrank geholt hatte und mit der ich durch die Wohnung gewandert bin. Endlich ist der Tag da, auf den ich sehnsüchtig gewartet habe: Am 12. April 1934 darf ich sie hinaustragen. Die weite Treppe hinunter. Hinter meiner Mutter und mir schließt sich die schwere Haustür. Wir stehen in der Präsidentenstraße. Am Tempelgarten vorbei folgen wir der Markgrafenstraße (Rosa-Luxemburg-Straße) in die Gemeinde-Mädchenschule, die ich am 11. September 1989 in der Bausubstanz unverändert als Polytechnische Oberschule wiederfinde. Ein Haus, das für mich mit freundlichen Erinnerungen verbunden ist.

Mir ist 1934 so, als hätte ich einen Hafen erreicht. Habe ich mich vorher gelangweilt? Es gefällt mir, daß sich etwas in meinem Leben verändert. In der Klasse kommt mir ein Mädchen entgegen, das ich schon kenne: für Renate Bellin beginnt heute auch die Schule. Sie ist genau so groß wie ich, hat Sommersprossen und glatte rötliche Haare. Wir haben schon miteinander gespielt. Unsere Mütter verlassen den Schulraum, und wir Neuen haben einen Platz gefunden: Renates Vater ist unser Lehrer.

Gustav Bellin versteht es, uns die Befangenheit zu nehmen. Ob wir an diesem Tag schon Bilder in der Fibel betrachten? Haben wir unsere Schiefertafeln aufs Pult gelegt und mit quietschendem Griffel Punkte und Striche gemalt? Vielleicht haben wir die rot und blau glänzenden Pappkreise herausgeholt, die uns später beim Rechnen-Lernen unterstützen sollen. Ältere Schülerinnen holen uns auf den Schulhof. Mit ihnen spielen wir "Zeigt her eure Füßchen, zeigt her eure Schuh, und sehet den fleißigen Waschfrauen zu" und "Dornröschen war ein schönes Kind".

In langem Zug haben sich alle Schulanfänger aus Neuruppin mit den Müttern vereint. Ich sehe uns noch, wie wir unter verhangenem Himmel durch die Friedrich-Wilhelm-Straße (Karl-Marx-Straße) auf die Pfarrkirche St. Marien zu wandern, wo ein Gottesdienst unseren ersten Schultag beendet.

Es muß schon einigermaßen warm gewesen sein, denn auf dem Erinnerungsfoto, das am Nachmittag unter den sich gerade öffnenden Blüten des Magnolienbaums im Hauptschen Garten entstanden ist, trage ich zur blauen Bleyle-Jacke und dem blauweißen Faltenrock die geliebten Kniestrümpfe. Meine Schultüte kann sich mit denen der anderen ABC-Schützen nicht messen. Ich bin nicht böse, daß sie so klein ist. An einem solchen Tag gibt es Wichtigeres. Es fällt mir auf, aber ich bin zufrieden. Meine Eltern halten nicht allzuviel von Süßigkeiten, die nur die Zähne zerstören. Es ist die Zeit, als sich die Milchzähne verabschieden. Das Bild dokumentiert eine Zahnlücke. Unser Lehrer überrascht uns täglich: Er erzählt spannende Geschichten, auch biblische. Er singt und spielt mit uns, ermutigt uns, wenn ein Buchstabe nicht gelingt, wenn sich der Sinn eines Wortes nicht erschließt. Eins steht fest: er hat uns nie gelangweilt. Wir haben mit ihm das große Los gezogen. Unser erstes Schuljahr ist durch seine Fröhlichkeit und von seinem Bestreben bestimmt, uns das Lernen lieb zu machen. Was Gustav Bellin sagt, ist für mich Gesetz. Bin ich aus der Schule zurück, lasse ich die Familie an dem neuerworbenen Wissen teilhaben: "Herr Bellin hat gesagt...". Mit diesen Worten leite ich auch meinen Widerspruch ein, wenn andere etwas behaupten, was im Gegensatz zu seinem "Evangelium" steht.

Ich gehe gern in die Schule. Aber das Rechnen bereitet mir Sorgen. Warum heißt es "achtundvierzig", wenn ich zuerst die vier und dann die acht schreiben soll? Das Lesen geht auch nicht gleich so, wie ich mir das wünsche. Mir fällt nichts zu. Ich lerne im ersten Schuljahr viel über

mich: Ich gehöre nicht zu den Überfliegern, sondern muß mir alles hart erarbeiten. Ich bin nicht schnell mit den Schularbeiten fertig wie andere Kinder. In Verzweiflung stürzt mich das Wort "Geburtstag" mit seinen vielen aufeinanderfolgenden Konsonanten. Ich soll einer Verwandten gratulieren. Je mehr ich mich bemühe, desto mehr bringe ich die Buchstabenfolge durcheinander. Es ist schwül. Das Papier mit der bunten Geburtstagskerze ist verdorben. Ich hocke weinend davor, soll schlafen und später auf einem neuen Bogen von vorn beginnen. Ich bin elend, weil meine Mutter meine Verzweiflung nicht versteht. Ich bin froh, daß ich vom zweiten Schuljahr an fähig bin, ohne Hilfe zu arbeiten. Wenn es schwierig wird, unterstützen meine Freundinnen und ich uns gegenseitig.

Immerhin haben sich am Ende des ersten Schuljahres die Anstrengungen gelohnt: In Lesen, Heimatkunde und Rechnen habe ich "sehr gut", in Musik und Turnen "gut", in Schreiben "genügend" und in Religion den Vermerk "andächtig". Wichtiger für mein Leben ist, daß ich das Lernen und die Schule bejahe. Dafür bin ich bis heute dankbar geblieben.

Feiertag ist für mich, wenn ich von unserer Wohnung in Neuruppin über den Flur in die gegenüberliegende darf, die ein Gegensatz zu unserer ist: Ich stehe vor der großen Tür mit der Milchglasscheibe, die mir [REDACTED] öffnet. Wahrscheinlich bin ich vier oder fünf Jahre alt, als das zum erstenmal geschieht. In ihrer großbürgerlichen Wohnung mit den weitläufigen Wohn- und Gesellschaftsräumen erschließt sich mir eine neue Welt. Für mich ist das ein Besuch im Schloß. Ich staune über die großen weichen Teppiche, die Holztäfelung, das kostbare Geschirr. Die alte Spieluhr, die meine Gastgeberin für mich aufzieht.

Die Hausherrin ist groß und schlank, hat ein blasses, schmales Gesicht und damals graue Haare. Ich bin gern mit ihr allein. Meistens sind wir in einem behaglichen Raum, durch dessen Fenster Sonne von der Präsidentenstraße her fällt. Meine Beine baumeln von einem Sessel. Sie sitzt mir schräg gegenüber; zwischen uns steht ein niedriger Tisch. Rechts von ihr fällt mein Blick auf Vitrinen, deren Inhalt hellgrüne Seide verdeckt. Ich muß immer wieder hinsehen. Was ist dahinter verborgen? Trotz aller Vertrautheit habe ich nie gewagt, danach zu fragen. So wahr die schimmernde Seide ihr Geheimnis bis heute.

Diese Frau hört mir zu, mir allein. Wann ist das so im Alltag einer Familie? Die Verwandten sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Es tut mir gut, daß sie an mir Anteil nimmt. Und auch, daß niemand unser Beisammensein stört. Außerhalb der Familie ist sie der erste Mensch der mich ernstnimmt. Sie ist die erste Fremde, die mir so nah ist, wie selten jemand aus meiner nächsten Umgebung.

Meine große Freundin erfährt von meinen Sorgen, weiß vom Lampenfieber vor meinem ersten Auftritt. In der Abendveranstaltung eines Vereins tanzen andere Mädchen und ich nach der Melodie eines Menuetts einen Reigen. Wir bewegen uns in langsamen Schritten auf hellerleuchteter Bühne zu einer Melodie, die jede von uns mit einem Triangel begleitet. Unsere weißen Kleider werden durch Bänder auf der Schulter gehalten. Ich bin froh, daß ich die Zuschauer nicht sehe... Der Abend ist schön und festlich. Das Aufstehen am nächsten Morgen überhaupt nicht: Soviel Mühe ich mir auch gebe, ich kann meine Augen nicht öffnen. Sie sind völlig verklebt. Nur mit viel Kamillentee gelingt es nach und nach, den lästigen Film aufzuweichen. Wahrscheinlich habe ich auf der Bühne Zug bekommen.

Ich berichte ihr ausführlich vom Blumenstreuen bei einer Hochzeit. Frau [REDACTED] hat uns nachgewinkt, als meine Schwestern und ich uns in weißen Voilekleidern mit Kränzen und Blumenkörbchen auf den Weg gemacht haben. War sie damals fünfzig und ich fünf Jahre alt? Was mögen zwei Frauen so unterschiedlichen Alters besprochen haben? Heute möchte ich uns beiden noch einmal in dem Zimmer mit den geheimnisvollen Vitrinen zuhören können.

Wir beide sind immer allein. Ihr Mann ist damals schon tot. Ihr Sohn wohnt in einer anderen Stadt. Wahrscheinlich haben wir uns damals gegenseitig geholfen, jeder in seiner Einsamkeit, auch wenn ich das Wort damals noch nicht kannte. Vor wenigen Jahren erst habe ich erfahren, daß diese Frau, die mir so nahe war, vor ihrer Verheiratung eine Lehrerin gewesen ist, die aus dem Harz stammte. Als ich später in der Uckermark wohne, habe ich sie oft in den Ferien besucht.

Am Kriegsende kommen viele Flüchtlinge nach Neuruppin. Wie mag [REDACTED] sich gefühlt haben, als ihre schöne Wohnung aufgeteilt worden ist und sie zuletzt in einem Zimmer gelebt hat? Rings um sie nur fremde Menschen. Wann sie gestorben ist, weiß ich nicht. Die Frauen, die ich 1989 in ihrem ehemaligen Zuhause antreffe, sprechen mit großer Achtung von dieser Frau, die zu teilen bereit war. Der Garten ist heute noch so zerstückelt wie die Wohnung. Jeder Bewohner durfte sich etwas anbauen. Könnte ich meine große Freundin noch einmal wiedersehen!

Die Großeltern in der Seestraße